

# Die Zeitschrift

Nr. 7

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Am Wege sterben.

Roman von J. J. David.

(Fortsetzung.)

So mußte der Hofrath denken, wie er so langsam hügelige Wege aufwärts schritt. Und dazu war jene große Stille um ihn, wie sie traurige Erwägungen vorlockt, einhüllt in ihren weichen und mütterlichen Mantel, bis sie dem Einsamen antworten und ihn anstieren mit schmerzlichen Augen. Tief unter dem Wandernden klang nur noch das Klingeln des letzten heimrollenden Pferdebahnwagens. Unterhalb seines Pfades schimmerten sparsame Delämpchen fremdlich durch das nächtliche Grün schwer schattender Kastanien. Vom nahen Neuwaldbegger Park, nun eine verworrene und düster schweigende Masse, herüber, und von all' den schönen und dicht bewachsenen Hügeln hauchte ein milder und wehender Athem durch die kühle Nacht. Er empfand nichts von dem Allen. Er wachte sich nur oftmals die Stirne, stöhnte heftig und in Bekümmerniß, bis er vor seiner Villa stand, die sich so recht in's weiche und zärtlichste Grün schmiegte. Schweigend spergte er auf. Ungegrüßt und vorsichtig, damit er ja Niemanden wecke, stieg er in sein Thurnzimmer. Er tastete nach seiner Geige; mit den Fingern prüfte er die Griffe darauf und ließ sie schwirrend erklingen. Eine melancholisch einschläfernde Musik! Und dabei stierte er nach der Stadt hinüber, die mit ungezählten Lichtern zu ihm und seiner Einsamkeit heraufglänzte. Nur nicht wieder Das denken, was nun einmal sein Loos war. Nur ein verwandtes Gesicht sollte seinem weichen Kinde erspart bleiben!

Hinter seiner Spur drein aber zogen die Gedanken seines Schütlings. Herr Stara trieb sich um im Prater, tollte, tanzte, jagte nach Liebes-Abenturen. In all' dem Tumult aber vergaß er des Mannes nicht, dem er für Alles verpflichtet sein mußte. Er witterte sein Geheimniß. Und nach seiner Natur argwöhnte er Schlimmeres, als zu suchen war. Denn etwas Einfaches konnte er für seine Zwecke nicht gebrauchen.

8.

Zu Beginn des Frühjahr's 1885 war Peter Wondra, Sohn des weiland Meerschammpfeifen-Drechsler's Wenzel Wondra, gestorben. Einen Arzt hatte man nicht gerufen, nachdem nicht die leiseste Hoffnung auf Genesung bestand. Die Kräfte des Knaben waren völlig aufgezehrt. Er litt manchmal fürchterliche Schmerzen, daß er davor in ein Jammern ausbrach, schrecklich zu hören. Bis er selbst dafür zu schwach war. Dann lag er wachsend, schmal und stumm, nur schnell in der Lust der erlittenen Pein und bang vor ihrer Wiederkehr athmend mit ängstlichen Augen in seinen Kissen.

Meßi, die damals schon aus der Schule war,

und Siebensehein pflegten den sterbenden Jungen. Das Mädchen war mit jeder Mühe um den armen Gespielen zufrieden und stellte sich ruhig und tapfer zu Allen an. Der junge Mediziner aber horchte mit jener vorgreifenden Neugier, die den Begabteren seines Faches eigen ist, auf jedes Zucken und Flackern des erlöschenden Lebens, auf sein Geistern durch dieses von Haus aus mangelhaft gebildete Körperchen, das nun in aller Jugend so aufgebraucht war, daß man wirklich und mit Augen sah, wie das Herz schnell und hart gegen die Rippen schlug. Ihn war's ein interessanter und wichtiger Fall. Das Mädchen aber in seiner veränstigten Liebenswürdigkeit, in seiner schlichteren und ganz wehrlosen Güte fesselte ihn mehr als er ahnte. Denn es hatte so was Hastiges an sich. Etwas von einer eiligen Nachstelze. Die Augenblicke für den scheidenden Fremd mußte es sich stehlen und wußte niemals, ob sie die Mutter das nicht entgelten lassen würde.

Es zogen damals die Lenzkürme durch das Land. Sie drangen gedämpft auch in diese Küche, und ihr Stöhnen im Schornsteine, ihr Nechzen und Winseln im Hofraume, ihr Rauseln die Fenster entlang, das leise Schwingen des Bitters davor, klangen in die Traumgesichte des Knaben hinein. Manchmal meinte er sich mit dem Vater in den Wäldern auf dem Kahlenberg, die er sich grenzenlos, recht wie Urwälder, dachte. In den Kronen gewaltiger Bäume sang jenes Lied, das man ihm so oft verheißen und dessen mächtiger Weise er dennoch nie, niemals lauschen sollte. Das schwoll dann wieder in ihm und um ihn so mächtig an, daß er sich fürchtete, als reiße eine Faust an ihm, und sich an das Mädchen klammerte, als fände er an ihrem Halslein einen Schirm und Halt. So spielten die wilden Urgewalten der Natur, die er niemals gekannt, mit dem sterbenden Peter. Und einmal schrie er grell auf: „Es nimmt mich! Es nimmt mich!“ Seine Armechen fielen schwer nieder. Während ein heftiges Brausen durch den Schornstein sich quälte, verschied der Knabe.

Es ging dem Morgen zu. Das Nachtlämpchen qualmte und zuckte, und ein fahles und zitterndes Licht übergoss das Gelaß, glommt auf den blutigen roten Ziegeln des Fußbodens. Der erste Schauer des Erwachens überflog und rüttelte die milde Welt. Die Drei, welche die letzte Nacht gehalten, sahen einander blaß, übernächtigt und verdröht an. Dann ging Siebensehein in seine Stube, warf sich angekleidet auf sein Bett und stierte gedankenlos in das Nichts, in die Vernichtung. Der alte Wondra ging stöhnend und schluckend um. Meßi kniete an dem Lager des Knaben, die kleinen arbeitserfrohen Hände vor den Ohren, als wollte sie das längstverklangene, schreckliche letzte Nechzen von sich abhalten, und weinte

still, doch unbändig. Dann, während das Schluchzen immer noch ihre junge Brust bewegte, schlich sie sich heim. Sie war nicht dabei, als man die ganze Verlassenschaft des Kindes verkaufte — sein Bettchen, dessen man nicht mehr bedurfte, seine Kleider. Denn jedes Jahr hatte der Alte dem Sohne einen Anzug machen lassen, wie in einer leisen, letzten Hoffnung. Das wurde nun vertrödelt. Und in seinem Schmerze feilschte der alte Wondra um jeden Heller, wuschte sich die Thränen und wiederholte seinen Preis, jammern und seine Seele verwünschend, wenn er einen Kreuzer nachlassen könnte von seiner Forderung. Das mußte so sein. Denn wie hätte man anders die Kosten des Leichenbegängnisses bestreiten wollen? Das macht viel, schrecklich viel aus! Die Nachbarin stand ihm in diesem traurigen Geschäft bei.

Dem Begräbniß ihres einzigen Freundes bewohnen durfte Meßi gleichfalls nicht. Frau Beil selber gab dem Kinde das Geleite und Jemand mußte wohl in der Wohnung bleiben, sie hüten und etwas verdienen, während sie einen halben Tag der ernsthaften Pflicht eines theilnehmenden Beileibes opferte. Vielleicht kam Wondra, nun er ganz vereinsamt, während der Rückfahrt zu einem Entschlusse. Man durfte die Möglichkeit nicht außer Acht lassen. Trauer eröffne manches Herz, das sonst unzugänglich erschienen, und sie hoffte immer noch. Es wäre doch zu schön und zu praktisch gewesen: zwei gut eingerichtete Stuben, ein Zimmerchen für sie Drei, und sie endlich nach so viel Enttäuschungen eine wirkliche Frau! In solchen Gedanken, die sie beklemmten, seufzte sie öfter. Wondra, in der Meinung, dies gelte seinem Todten, blickte sie dann immer gerührt und dankbar an, und wenn sie dabei erröthete, so mußte er sich trotz seines Leidens sagen, sie sähe eigentlich noch ganz hübsch, sicherlich annehmlich genug aus.

Zu einer Ansprache aber, der gleich, die sie wünschte, kam es nicht. Er dachte keinen solchen Gedanken. Vielmehr kündigte er ihr bei der Heimfahrt an, daß er seine Wohnung aufzugeben entschlossen sei. Er müsse sich nicht mehr so schinden, wie er es für den armen Peter gemußt, und wolle sich's in Zukunft leichter machen. Sie fühlte, wie dabei etwas in ihr wieder erstarrte, das kaum erst weich geworden war. Unwillkürlich und noch ohne bestimmtes Ziel ballte sich ihre Faust. Heimgeliebt, begrüßte sie die Meßi mit ihrem finsternen Blicke und riß ihr die Hand, welche die Kleine küssen wollte, so heftig weg, daß sie dem Mädchen wehe that. Stumm setzte sie sich an ihre Arbeit; ihr war die Lust zum Essen vergangen und es fiel ihr nicht ein, das Kind müsse nothwendig Hunger haben.

Wondra zog sich nach dem billigeren Fünfhaus.

Ein Uebernehmer für seine Wohnung fand sich bald in einem jungen Paar, das sich eben verbunden hatte und froh war, mit dem Wenigen, was es für diesen Zweck bestimmen konnte, in ein erträglich eingerichtetes Nest schlüpfen zu können. Die kleine Nest aber blieb ganz diesen beiden überlassen: ihrer Mutter, die sie fürchtete, Herrn Clara, den sie haßte und der sich dafür daran ergötzte, sie diese unverhohlene Abneigung durch Qualereien und durch kleine Intimitäten hüpfen zu lassen, gegen die sie in ihrer halb dienstbaren Stellung sich nicht recht zur Wehre setzen konnte. Denn auch Siebenschein war fortgezogen. Nicht so leichtem Verzeus, als er sich's einmal gedacht. Denn diese Wohnung war er nun einmal gewöhnt, und er war im Innersten eine konservative Natur. Auch war ihm in der Gemeinschaft der letzten Wochen die kleine Nest so wichtig geworden, daß er manchmal erschraf davor. Man hatte sich miteinander um denselben Kranken geforgt; und sie, die alle Tugend einer barmherzigen Schwester offenbart, war so gewandt bei jedem Auftrag, war so froh und dankbar mit jedem Worte des Lobes, daß es einem ordentlich an's Herz ging. Er imponierte ihr schrecklich und sie bewunderte ihn ohne Hehl. Eben das aber trieb ihn in die Ferne. Das tangte nicht. Wozu sollte das wohl? Ein Spiel? Dummheit, dafür gab's Andere, Mindere. Sonst aber? Das widersprach seinem Grundsatze. Nicht mehr an Gepäck auf die Reise nehmen, als man bequem mitführen konnte! Nur keinen überschüssigen Ballast! Er hätte im gleichen Hause mieten können. Er wollte aber fort. Wohin er sich gewendet, wußte die Kleine nicht. Sie vernahmte nur, in die nächste Nähe des allgemeinen Krankenhauses, an das ihn seine Studien nun den ganzen Tag festhielten.

An der sehr lauten Alsterstraße erhebt sich eine lange, graue, so schrecklich einwülbige Front. Ihr entlang flüht ein kräftiger Verkehr, Pferdehahnwagen klingeln, Stellschienen humpeln nach den Landhüpfen von Dornbach und Neuwaldweg, nach den nahen und weinschweren Hernals. Das Haus aber steht trübselig da; sehr niedrig ist es, mit dicken Mauern, so gestügt, beugt man unwillkürlich, damit kein Schrei des Schmerzes, kein Nücheln des Lobes durch sie in das laute Leben der Großstadt bringen könne. Verbesserte Jugend erfüllt es zu jeder Stunde des Tages. Hier aber lernt sie zunächst flüstern und schweigen, sich händigen und jene gelassene Bewegung, wie sie dem feierlichen Dienst der Krankheit geziem. Es ist ein Dämpfer über Alles. Darum geht es auch durch Jeden wie ein Aufschwimmen und wie ein Aufschwimmen in neuer Fremdsamkeit, wenn er durch das tiefe Thor wieder hinaustritt auf die sehr laute Straße. Endlose Höfe mit jugendlichen Springbrunnen; Fenster von unerhörter Größe, größer noch als in Maler-Ateliers, schmucklos überlagte Verhüllungen, die in's Grün blicken. Neben der ungehämerten Bewegung, die nun einmal, noch so gebändig, das unüberwindliche Recht der Jugend ist, das Schließen der Türen: rings auf den Bänken sitzen sie in ihren Pöbelstühlen und gemessen dankbar und mit schmerzlicher Jungheit die ersten Strahlen des ihnen so verjüngten Lichtes, dem man sie kaum wieder gegeben. Ganz verflungen ist die Straße, nur die Stimmen rauschen, die Bäume rauschen, und es ist ein laiser Luft der Blumen und des Grases. Aber ihr lautes Rauschen wird überhört, denn ein süßlicher und fiescher Geruch nach Johannisbrot, Carbol und Chloroform liegt in der Luft. Je tiefer man in diese Wirtshaus von Höfen, die nach Umfang und Verschönerung Stadtstraßen gleichen, von Treppen und bunten Gängen einströmt, desto stiller, desto empfindlicher ist's. Leben erschaffen und Leben kommen hier auf. Es ist wie in Sanft Verwundbarkeit: Stimm gehen auf und Stimm fallen und verzittern in's Nichts.

Der Wagen des berühmten klinischen Lehrers, der wirklich ein Herr über Leben und Tod erscheint, wird nichtes betrachtet, wenn er durch die Einjahre zum großen Hofe rollt. Jeder dieser mehr dem Tausend, welche sich dem gleichen Studium gewidmet, sieht so jämlich die Gaben in sich, die zu einem gleichen Ende, zu einem gleichen Aussehen führen. Es ist ein verabschiedeter Geist, erzeugt dadurch,

daß der Lernende mindestens zu den ersten Handreichungen bald herangezogen wird, verstärkt durch das Gefühl, daß der glückliche Zufall nirgends eine solche Rolle spielen könne als eben beim ärztlichen Berufe. Des mühseligen Weges denkt Niemand, nur des glänzenden und in dieser auf ihre Bekümmert sehr stolzen Stadt so lohnenden Zieles. Sie haben meist etwas Lautes und selbst Hohes angenommen, die Herren Studenten; um nicht sentimental zu erscheinen, um den ursprünglichen Schanden zu scheuchen, der noch einen Jeden in der ersten Stunde in der Anatomie gerüttelt hat. Man sucht sich zu objektivieren, das Menschliche, das Mitleiden mit dem gequälten Nebenmenschen, das die Hand zittern, das Augen tränen könnte, in sich zurückzudrängen und nur den Fall an sich zu sehen. Das Leben lehrt dann, freilich nicht immer und nicht Jeden, die richtige Mitte.

Dort nun trieb sich Siebenschein um. Ihn kannten die Wärterinnen, ihn kannten, ohne daß er sich vorzudrängen suchte, die Assistenten und selbst die Primarien und Vorstände. Ein Auf besonderer Gaben war an ihm, noch aus den Sezirsälen her, wo er sich gelassen und gewandt, ohne alle äußerliche Erregbarkeit der Jungen, benommen hatte. Auch war er gewohnt, vorzugreifen, an ferneren Fragen zu nagen. So wußte er Manches zeitiger und besser als Andere. Er machte keine Prüfungen, und dennoch zweifelte man nicht an ihm. Seine Bestimmtheit und seine Entschlossenheit machten Eindruck. Er warf einen breiten Schatten, und das ließ den Schluß nach einer kräftigen Persönlichkeit begreiflich erscheinen.

Je minder aber sich der Zweifel an ihn selber heran traute, desto heftiger und rastloser nagte er in ihm. Es kam ihm häufig vor, wenn er das Dramatisieren der Genossen, ihre breiteste Ruhmredigkeit besah und Staturakte großer Worte an sich vorüber rauschen hörte, als wäre er in ein Tollhaus gerathen, wo auch Keiner dem Anderen widerspricht, weil Jeder zu tief in seiner eigenen Bahnvorstellung steckt, um für fremde Gedanken zugänglich oder über das Unmögliche verwundert zu sein. Da wollten Dürcke, die in ihrer Flachköpfigkeit nicht eines ihrer Gesetze zu begreifen vermochten, die Welt einreisen, wenn man sie nur hörte. Kerle, die zwar keinen Fleiß, dafür aber auch sonst nicht Gaben hatten, datierten von ihrem noch sehr fernem Eintritt in die Praxis förmlich neue Aeren. Sag er nicht selber im gleichen Spital krank? Erschien er nicht vielleicht den Anderen eben so albern, wie sie ihm? Und selbst, wenn sie schon wirklich so ganz an ihn glaubten, war das nicht vielmehr das Verdienst ihrer eigenen Urtheilslosigkeit, als seiner Nichtigkeit? Die Fragen lästerten ihn, sie zogen ihn immer wieder zurück in jenen Kreis Verbummelter, wo mindestens Niemand nach des Anderen Zukunft fragte, weil Jeder froh war, wenn er eben nur dem Tage das Seine abgewonnen. Immer wortfarger ward er dabei; und die Nervosität seiner Klasse steigerte seine Empfindlichkeit. Er hätte viel darum gegeben, sein frischer und grübler Herz etwa gegen dies lebensjahrende rauschen zu können, das in Beyerl's Brust schlug, den er dennoch eben darum thurmtief unter sich sah. Er begriff, wie peinlich und martervoll ein Rausch ohne Trunkenheit ist.

Seit des Knaben Tode, seitdem er zuerst doch halb in seinem ärztlichen Berufe an einem Sterbebette gestanden, war eine grenzenlose Wehleidigkeit in ihm. Als seiner Kunst Symbol erschien ihm das Morphium, mit dem er Peter über die schlimmsten Stunden geholfen. Es lindert vielleicht Schmerzen, aber es zerstört. Das zu denken, nahm ihm vollends alle Sicherheit.

In dem Hause, darin er so lange gelebt, mochte er nicht mehr vorüber gehen. Neben der traurigen Erinnerung an das Kind, welches hier verschieden, dem er so gerne geholfen hätte, lag ihm ein helles Bild auf. Es war nicht einmal Begehren, damit er der kleinen Nest gedachte, vielmehr ein Nachgehörtes der Klassen, melancholischen Freunde, mit der er sich nachdem an ihrer Lieblichkeit ergötzt — der Abglanz eines Widerscheinens also und ein ehrliches Mitleiden mit seiner eigenen Ohnmacht, daß

er so ganz wehrlos und unfähig war, etwas zur Bänderung ihres Geschickes zu thun. Auch das schien ihm mit einem tüchtigen Manne, der das Leben meistern wollte, vollkommen unüberträglich, sich so mit sinnlosen Gefühlen zu schleppen. „Man lüftet physisch Daunen,“ höhnte er sich selber. Auch das steigerte seine Abneigung gegen sich selber, die nicht erlösen war und die, weil sie sich in schneidenden Worten Luft machte, die Achtung vor ihm nur noch erhöhte. Er galt für einen gründlichen Menschenkenner, für einen innerlich schänkenlosen Weltberäcker. In diesen Jahren und in diesen Kreisen kein kleines Lob. Das Juden in ihm, das aus einem angekränkelten, zweifelnden Gemüthe und überreizten Nerven floß, nahmen sie für Genialität. Er wußte es besser, und so schwoß sein Ekel gegen Alle und gegen Alles.

Er wohnte damals am Neubau, ziemlich weit von den Kliniken. Er bedurfte einer neuen Gegend: die täglichen Leichenzüge durch die Alsterstraße verstimmt ihn, wie ein Spott auf seine Kunst. Niemand wußte seine Adresse, nur Beyerl, der, weil er selber aus nichts ein Hehl machte, nicht begriff, wie so man vor ihm Verstecken spielen könne, und also wußte sie auch Förster, den Siebenschein einmal durch einige Tage bei sich beherbergte. Es ging nicht länger; er war zu ungesellig und hatte nicht Beyerl's ganz eigenes Talent, die mißglücklichsten Vermietter immer zu zähmen. Auch läuft man in diesen Jahren so leicht zusammen, wie auseinander, und Niemand fragt Einem viel nach, der verschwunden ist. Das kam Siebenschein zu Paß.

Rings um das Haus Siebenschein's waren Fabriken. Da tutete das Nebelhorn zur Arbeit. Da schellte es unablässig von Signalen, Wagen fahren vor und rollten schwerer weg und in langsamem Tempo. Zu Abend, wenn er heim kam, lebte die Gasse, die während der Arbeitszeit ordentlich öde war, weil sich alle Betriebsamkeit in die Höfe zog. Ihn störte das nicht. Er versenkte sich unmittelbar all' des Lärmens, ohne Lust und ohne Hoffnung in eine Wissenschaft, zu der er längst den Glauben verloren hatte. Helfen konnte man so wenig. Er wurde täglich blutsehner und eigentlich sicher war nur das Messer. Dies ward ihm desto klarer, je tiefer er in die Geheimkammern und in die Irrgänge der Medizin einbrang. Was sollte dann aber Alles? Gar ihm, der immerdar die Sehnsucht zum Einen und Ganzen als ein innerlich zerstückter Mensch doppelt verlangend in sich trug? Jene engherzige Sparsamkeit erwachte in ihm, wenn Mittel, zu einem ganz bestimmten und nahen Ziele gewidmet wie ausreißend, plötzlich darauf hin angelesen werden, ob sie nicht für ganz andere Zwecke langen würden. Er gab nicht mehr, ließ nicht mehr, fargte an sich.

An einem Sonntagnachmittag hatte er sich, ganz gegen seine Gewohnheiten, lediglich im Bedürfnis, Leute um sich und nicht mit sich zu sehen, im Prater ungetrieben. In jener Stimmung, in der Eines der Gleichgültigste, der Fremde eben noch am willkommensten ist, weil er keinerlei Ansprüche macht. Sonst pflegte ihn der zwecklose Lärm zu reizen und zu ärgern. Diesen Tag war er milder; der Born der neuen, keimenden Erkenntnis war in ihm augenblicklich etwas stumpfer geworden. Abgemattet, ohne lange auf den Beinen gewesen zu sein, machte er sich endlich sehsaft. Zwei Mädchen saßen am Nebentische des Gasthauses, schwatzten viel, tranken zierlich ihr Glas Bier, sicherten und ängelten munter. Eine Antikipation war halb gefunden und er gestellte sich zu ihnen. Es waren keineswegs Dirnen, dies sah man schon an den rothen und abgearbeiteten Händen, deren sie sich nicht schämten. Ein plötzlicher Uebermuth erhob sich räkelnd in Siebenschein. Er war toll, ungebärdig und wußte frevelhaft led und dennoch listig zu plaudern. Wöher kam ihm diese Kunst, die er niemals in sich gesucht? Die kleine Braune neben ihm horchte ihm achsam und wundernd. Man schlenberte zu Dritt, machte mit, wo etwas mitzumachen war, fuhr im Ringelspiel, tanzte. Auch das ging, heraufschte ihn zu seinem eigenen Ertraumen. Während die Begleiterin sich noch hoch zu Rosse drehte und in Freuden freischte, faßte der Student die ihm besser gefallende am Arme. Sie lachte über den gelungenen Schwanke und man ver-

lor sich im Gedränge, vergnügt und recht wie Kinder. Sie gingen in's Theater, nachtmahlten zusammen und er küßte jauchzend, wie eine Fluthwelle voll warmer Fröhlichkeit schmeichelnd an ihn herandrang und sein Herz umspülte. Das erhöhte seine Stimmung und er staunte ordentlich über sich selber, steigerte sich so durch Erregung immer mehr in eine tolle Lust. Er wußte den Vornamen seiner Gefährtin und das war ihm genug; wußte ihn, weil er sie von seinem Tische aus dabei hatte rufen hören. Vorge stellt hatten sie sich nicht.

Das Mädchen war recht hübsch. Ein stumpfes, fragendes Mäuschen. Der Mund allerdings ziemlich breit, aber mit sehr schönen Zähnen. Es waren Gesundheit und Freundlichkeit in ihr, die ihn anzogen. Sie war dankbar für Alles, anständig und im Sehen und Hören so recht unerfährlich. Dabei hielt sie sich bei aller Einfachheit sehr nett und sauber, sprach wenig aber vernünftig, daß sich Siebenschein unwillkürlich sagen mußte, man könne sich mit ihr sehr wohl allenthalben zeigen. So vergnügten sie sich im Prater und anderwärts, Gines ohne Frage nach dem Andern, fast bis zum Morgengrauen. Dann schon im Frühjahre, wenn die Stadt ihren besten Schlaf thut, begleitete er sie nach Hause. Am Hanssthor schieden sie. Sie wohnten benachbart, und er hielt es nicht einmal für nöthig, ihr das mitzuthellen. Halb in erhöhter Stimmung, halb niedergeschlagen und abgemattet kam er übermächtig heim.

Eine rechte Schläfrigkeit wollte sich nicht mehr melden. Es lohnte doch auch nicht. So wusch er sich und saß im ersten Licht am Fenster, und eine wohlige Mattigkeit, bei der alle Sinne sehr hell und sehr rege bleiben, war in ihm. Es wurde unter ihm im großen Hofe allgemach lebendig. Denn eine ganze Reihe von Bauklischeen stieß hier zusammen und bildete mit Gärten und trennenden Gittern einen förmlichen Platz. Mägde holten Wasser; der Milchwagen fuhr klappernd ein; Bäckerjungen trappeten die Stiegen auf. Das Nebelhorn der Fabriken erhob seinen fordernden Ruf.

Sonst ein Langschläfer, hatte er niemals zuvor dies Alles gesehen. Er sah, während er seinen Kaffee nicht wie sonst im Bette trank, gierig in dies Herzufließen Schaffender und Mithewoller. Unter denen, welche zur Arbeit gingen, war auch das Mädchen, mit dem er kaum erst getollt. Es hatte sich schon hergerichtet; frisch wie aus dem Ei geschält, ging es seines Weges ernst und ohne Spur jenes Uebermuthes von gestern. Der Mann sah ihr nach mit irren Augen, und seine Gedanken folgten ihr.

Ueber den Hof herüber drang das eintönige Pusten und Stampfen der Dampfmaschinen. Taftmächtig, immer gleich, und der Boden erzitterte in sachten Schwingungen davor. Ober die Dampfpeife gelte in einem schrillen Schrei. Meigraun und schwer stieg der Rauch in den schiefergrauen und überhangenen Himmel. Es war Regenstimmung in der Welt. Siebenschein sah dies Alles und empfand es mit wunderbar geschärften Sinnen und in einem Herzen, darin alte Begriffe zu sterben gingen und an das neue mit Ungestüm und mit arbeitsharten Fäusten schlugen. Dann erhob er sich schwerfällig und ging seiner Wege in's allgemeine Krankenhaus. Ihm graute davor. . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Jonathan Swift und „Gulliver's Reisen“.

Von Conrad Köpfer.

Widrige Geschichte müssen es in der That sein, die einen Menschen von genialer Befähigung im Verlaufe der Jahre dahin bringen können, seinen Geburtstag als einen Tag der Trauer zu begehen und also darzutun, daß er das Leben nicht für ein schätzenswerthes Gut, sondern für ein großes Uebel hält, daß er ein Unglücklicher ist, der mit Goethe's Faust von sich sagen kann:

„Und so ist mir das Dasein eine Last,  
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.“

Es ist das der Fall des großen englischen Schriftstellers, von dessen Leben und Wirken hier ein kurzer Ueberblick gegeben werden soll: von Jonathan Swift. Er hatte in seinen späteren Jahren die ständige Gepflogenheit, seinen Geburtstag bei der jedesmaligen Wiederkehr als einen Tag des Fastens und des Kummers zu begehen, und allemal jenes dritte Kapitel im Buche Ijob zu lesen, wo es von dem vorher reich mit Glücksgütern gesegneten, nun aber schwer geschlagenen Ijob heißt: „Danach that Ijob seinen Mund auf und verfluchte seinen Tag. Und Ijob sprach: der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren bin, und die Nacht, da man sprach: es ist ein Männlein empfangen.“ und wo er etwas weiter seine Sehnsucht nach dem Grabefrieden ausspricht: „Dasselbst müssen doch aufhören die Gottlosen mit Loben; daselbst ruhen doch, die viele Mühe gehabt haben. Da haben doch miteinander Frieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme des Drängers. Dasselbst sind beide Klein und Groß, Knecht und der von seinem Herrn freigelassen ist. Warum ist das Licht gegeben dem Mißthätigen und das Leben dem betriebten Herzen?“ Bedenkt man nun, daß dieser Mann, den bittere Erfahrungen im gereiften Alter zu einer so trüblichen Anschauung vom Werth des Lebens brachten, von der Natur die köstlichste Gabe eines offenen Sinnes für die komischen Seiten des irdischen Daseins und die Fähigkeit, das humoristisch Geschaute dichterisch zu gestalten, auf dem Weg bekommen hatte, so erhellt leicht, auf welchem literarischen Gebiete er glänzen mußte: aus dem harmlosen Lachen mußte bitterer Spott werden, aus dem geborenen Humoristen ein beißender Satiriker, dem der Zorn über die Nothheit des irdischen Betriebes die Feder in die Hand drückte, und der es gleich dem geistesverwandten altrömischen Dichter Juvenal schwer fand, seine Satire zu schreiben.

Swift's Lebensschicksale erklären die Richtung, die seine schriftstellerische Thätigkeit nahm: warum er ein Satiriker und zwar einer der größten der ganzen Weltliteratur, jedenfalls aber der größte englischer Zunge geworden ist.

Jonathan Swift wurde am 30. November 1667 zu Dublin geboren. Er war also ein Sohn der „grünen Insel“, wobei aber hinzugefügt werden muß, daß seine Eltern keineswegs geborene Iren, sondern vor gar nicht langer Zeit zugewanderte Engländer waren. Sein Vater verstarb kurze Zeit vor seiner Geburt und ließ die Mutter in so beschränkten Verhältnissen zurück, daß die Aussichten des jungen Swift von vornherein recht üble waren und seine geistige Ausbildung wohl mit dem Besuche der Schule von Kilkenny, wo er bis zum vierzehnten Jahre blieb, zum Abschluß gelangt sein würde, wenn nicht ein Onkel einige Mittel hergegeben hätte, um dem jungen Jonathan den Besuch der Universität Dublin (1682—1688) zu ermöglichen: natürlich zu dem Zweck, wie sich das dazumal bei seiner Armuth von selber verstand, Geistlicher der herrschenden anglikanischen Kirche zu werden, ohne Rücksicht auf etwaige anderweitige Neigungen oder Fähigkeiten; wie so viele Andere mußte Swift, in dessen beweglicher Seele der Zweifel bald erwachte, dadurch in heftige innere Kämpfe und Gewissensnöthe hineingerathen, die frühzeitig ihm den Seelenfrieden raubten. Die Unterstützungen des Onkels floßen so kärglich, daß Swift kaum seinen unumgänglichen Lebensunterhalt auf Trinity College, dem er angehörte, davon bestreiten konnte und manchmal direkt am Hungertuche nagte, während von Betheiligung an den Vergnügungen seiner besser gestellten Anstaltsgenossen im Großen und Ganzen natürlich gar nicht die Rede sein konnte. Mit diesem verbitternd wirkenden Zurückstehen hinter seinen Kameraden aber nicht genug, gerieth der junge Swift, dessen früh entwickeltes Freiheits- und Unabhängigkeitsbedürfnis sich gegen Beschränkungen auflehnte, unzählige Male mit der Anstaltsordnung des Dreieinigkeits-Kollegiums in Widerstreit. Da bei den Universitäten englischen Systems von akademischer Freiheit im festländischen Sinne bekanntlich nicht die Rede ist und ebensowenig vor zwei Jahrhunderten war, begreift man, wie Swift allein während der

beiden letzten Jahre seines Studiums einige hiezig Mal mit Disziplinarstrafen belegt werden konnte, und zwar wegen solcher Verbrechen, als da sind Nichttheilnahme am Gottesdienste, Schwänzen der Vorlesungen, Abwesenheit bei der allabendlichen Namenverlesung und Besuch von Bierhäusern. Als er schon 21 Jahre alt war, wurde er wegen Erregens von Mißvergnügen und unerschämten Betragens gegen einen Professor genöthigt, diesen öffentlich auf den Knien um Verzeihung zu bitten, eine Demüthigung, die er niemals vergessen hat. Das Wohlwollen seiner Lehrer für ihn wurde begreiflicher Weise nicht gesteigert dadurch, daß er unerschämte Abneigung gegen den herkömmlichen pedantischen Lehrgang der Anstalt an den Tag legte. Vor Allem für die edle Wissenschaft der Logik hatte er ein so geringes Interesse, daß er in den damals vorgeschriebenen, nun längst vergessenen Autoritäten dieses Faches nie über die dritte Seite hinauskam, und als er sich 1685 dem Baccalaureats-Examen unterzog, nicht einmal einen Syllogismus zu bilden vermochte, wofür er zwar nicht durchdrastelte, aber den Grad nur „durch besondere Gnade“ erhielt, das heißt ohne Verdienst, mit Hängen und Würgen. Unter diesen Umständen konnte er nicht daran denken, sich um den Dokortitel zu bewerben, den er erst Jahre später in Oxford erlangt hat, sondern er verließ die Universität 1688 ohne äußeren Abschluß. Während aber seine bisherigen Lehrer in ihm eine haltlose Natur erblickten, die nicht fähig gewesen sei, ihre Weisheitsätze zu verdauen, trug Swift die feste Ueberzeugung in sich, daß seine Fähigkeiten ihn zum Höchsten bestimmten und schon in seiner Studentenzei hatte er das „Sonnenmärchen“ in den Grundzügen hergestellt —, so daß sein ungemein stark entwickelter Ehrgeiz den bisherigen Mißerfolg als eine im letzten Grund unerbildete Kränkung auf das Bitterste empfinden mußte.

Es war das Jahr jener unblutigen Revolution, durch die das eigenständig in seinen absolutistischen Neigungen beharrende Königshaus der Stuarts endgültig aus England vertrieben wurde, als Swift die heimathliche Insel verließ und durch entfernte Verwandtschaftsbeziehungen seiner Mutter einen Posten als Sekretär bei Sir William Temple erlangte, einem ausgedienten Staatsmann, der in den Zeiten Karl's des Zweiten als leitender Minister an der unlöslichen Aufgabe, ein Gleichgewicht zwischen Krone und Parlament herzustellen, gescheitert war und seitdem auf seinem Landsitz Moor Park in epikurischer Beschaulichkeit dahinlebte. Die Stellung, in die Swift sich versetzt fand, war zunächst nichts als eine lange Kette von unangesehnen Verlegungen seines empfindlichen Selbstbewußtseins: bei 400 Mart Gehalt mußte er mit den Lakaien zusammen essen, und während er also ohne jede Rücksichtnahme behandelt wurde, den Lakaien des alten, an Weibrauch gewöhnten Pöbllings schmeicheln, den sein durchringender Blick doch bald in seiner wahren Natur erkannt hatte, nämlich als einen selbstsüchtigen Leisterer ohne Saft und Kraft, der auf die oberflächlichste Art in Literatur dilettirte und auch etliche schale Aufsätze an den Tag gab. Allmählig freilich stieg dem selbstgefälligen Diplomaten doch eine Ahnung auf von der geistigen Bedeutung seines armen Sekretärs, so daß er ihn respektvoller behandelte, in die Welt der politischen Intriguen einführte, denen er noch immer nahe stand, und sogar mit dem schlaunen Holländer, der seit der Revolution von 1688 auf Englands Thron saß, mit Wilhelm von Oranien bekannt machte: Swift's Ehrgeiz erhielt damit endgültig die Richtung auf die Politik. Gines Tages kam ihm aber doch über das fortgesetzte Schönhum vor einem Manne, dem er sich in jeder Beziehung weit überlegen fühlte und dessen Charakter er verachtete, ein solcher Stel an, daß er sich entschloß, alle Aussichten auf Vorwärtkommen durch Temple's Gunst und Beziehungen fahren zu lassen, und wovon er sich bisher mit Rücksicht auf seine religiösen Zweifel und wohl auch seinen weltlichen Ehrgeiz fern gehalten hatte, als Priester in den Dienst der englischen Bischofskirche zu treten. Er verließ also Moor Park im Zorn und begab sich nach Irland zurück, um die Weihen zu empfangen,

mußte aber alsbald die niederschmetternde Erfahrung machen, daß eine Empfehlung seines früheren Gönners unumgänglich nötig sei zur Erlangung einer Stellung. Inub sein Stolz erniedrigte sich wirklich so weit, ein in den demüthigsten Ausdrücken gehaltenes Bittschreiben an Temple zu richten, der ihm denn auch das gewünschte Zeugnis ausstellte. So erhielt Swift die Pfarrei Kilroot mit einem Gehalt von 2000 Mark und wirkte hier einige Zeit, ohne jedoch irgendwie — weder in seinem Beruf, zu dem er ganz und garnicht taugte, noch in seiner augenblicklichen, weitentlegenen Stellung sein Genüge zu finden. Es kann also nicht Wunder nehmen, daß Swift auf eine dringende Einladung Temple's hin, dessen schriftstellerische Ader seit der Entfernung seines ungewöhnlichen Sekretärs total verstopft war, nach Moor Park zurückkehrte, wo er nun — immer tiefer in die Kreise der Whig-Partei hineingezogen — bis zu Temple's Tod 1699 verblieb.

Als er wieder auf sich selbst gestellt war, fand er sich in einer innerlich widerspruchsvollen Lage, die seinen Ehrgeiz und sein Gewissen in peinigenden Gegensatz bringen mußte. Während seine Neigung ihn zur Politik führte und er in sich den Beruf zu einer staatsmännlichen Laufbahn empfand, war er durch sein geistliches Gewand, das er mit aus Armut, keineswegs dem Zuge seines Herzens folgend, angelegt hatte, nach den bestehenden Gesetzen verhindert, zum Mitglied des Unterhauses gewählt zu werden, und es gab also für ihn nur einen Weg, um die unumgängliche Vorbedingung zur Betheiligung seiner ehrgeizigen Wünsche zu erfüllen, nämlich in's Parlament zu gelangen: er mußte es zum Bischof bringen, womit ein Sitz im Hause der Lords von selbst verknüpft war. Nimm man hierzu noch, daß er an die Existenz eines göttlichen Wesens glaubte und sein Leben lang den Zwang einer Staatskirche für die Masse der Menschen als nötig angesehen hat, um das stülpische Getriebe der Welt zusammen zu halten, wofür ihm die notorische Sitten- und Gewissenlosigkeit seiner vornehmen, freigeistigen Zeitgenossen den Anlaß gab, so begreift man allenfalls, wie er trotz seiner eigenen Zweifel es über sich vermochte, Nachstellung und Interesse der englischen Staatskirche gegen Katholizismus, protestantische Selten und philosophische Freidenkerie mit Eifer und Unablässigkeit zu verfolgen: man versteht aber auch, wie diese von zahllosen Anderen schrupellos geübte Handlungsweise bei einer im Kern so tüchtigen Natur wie der seinen zur traurigsten seelischen Zerrissenheit führen mußte. König Wilhelm III. hatte dem verstorbenen Temple für Swift eine der besten, Besoldung verheißenden Pfründen von Cantebury oder Westminster zugesagt, vergaß aber sein Versprechen baldigt, so daß Swift, da auch andere Hoffnungen vereitelt wurden, sich glücklich schätzen konnte, die Pfarrei von Laracor, mitten im wüstenen Irland, für sich zu erlangen. Hier, unter der katholischen Bevölkerung, welche die englische Staatskirche als die ihrer Unterdrücker haßte, sah er selten mehr als ein Duzend Zuhörer in der Kirche vor sich und erlaubte sich in dieser tragikomischen Situation bei seinem Gang zur Satire öfter's Satire, die großen Aufschrei erregte. So begann er eines Tages, als zum Gottesdienst Niemand außer seinem Küpfer Roger erschienen war, ganz gravitätisch mit der den Umständen gemäß also abgemilderten Formel: „Nunig geliebter Roger, die heilige Schrift bewegt dich und mich zu verächtlichen Sätzen“ an. und machte dann in dieser Weise, immer gegen das eine theure Wort gewendet, die ganze Feier durch. Auch sonst wurde ihm die Predigt mit Vorliebe zur Satire, wie wir denn noch eine vorzügliche Predigt von ihm „Ueber das Schlafen in der Kirche“ haben. Ihm überreicht zu stehen konnte, ja, die Klippe, an der sein Ehrgeiz scheiterte, welche sollte sein erstes großes in dieser Zeit verstandesmäßiges literarisches Ereigniß, das 1704 erschienene „Tommenmärchen“, worin das Priesterthum der drei christlichen Bekenntnisse unter der Berücksichtigung ihrer allgerühmten Personen, Peter (das Papstthum), Martin (die Lutheraner) und Paul (die Calvinisten) auf's Bitterste angegriffen und verhöhnt wird, und wenn schon die englische Kirche als Staatskirche resp. beherrscht wird, der

Unglaube an die herrschenden Dogmen zum unzweideutigen Ausdruck gelangt.

Obwohl sein Pfarramt in Laracor bis zum Jahre 1713 währte, so weilte Swift doch selten längere Zeit in dem weitentlegenen Orte, sondern unterbrach seine Thätigkeit häufig durch Reisen nach London, wo er im Interesse der regierenden Whig-Partei thätig war, mit deren angesehensten Führern in intimen, persönlichen Beziehungen stand und zahlreiche Flugblätter in deren Interesse verfaßte. Indes erkaltete sein Verhältnis zu den Whigs mehr und mehr, und als 1710 das Whig-Kabinet stürzte und die Tory-Führer Harley und St. John an's Ruder gelangten, finden wir Swift auf einmal bei den Tories wieder. Es steht nun freilich fest, daß Swift seit Langem mit den Whigs unzufrieden war, weil sie ihm für die Nachstellung der Hochkirche nicht energisch genug eintraten, und daß er in anderen Fragen der inneren und äußeren Politik ebensowenig mit ihnen übereinstimmte; aber andererseits läßt sich auch nicht ernstlich bezweifeln, daß persönliche Beweggründe, ungestillter Ehrgeiz an dem Parteiwchsel wesentlichen Antheil hatten: er fand sich für die von ihm geleisteten Dienste, die er nicht gering bewertete, unbelohnt. Das geht aus seinen intimsten brieflichen Äußerungen unzweideutig hervor: „Die Whigs“, schreibt er einmal im Herbst 1710, „waren entzückt, mich zu sehen, und wollten sich, nun sie am Ertrinken sind, an mich, wie an einen Zweig anklammern; und ihre großen Männern sprechen mir plumpe Entschuldigungen aus.“ Und kurze Zeit später: „Mag sie (d. h. die Whigs) der Teufel holen, die unbrauchbaren Hunde; ich will sie ihr Verfahren mit mir bereuen machen, ehe ich diesen Ort verlasse.“ Daß Swift sich durch derartige Erwägungen in seiner Parteistellung mit bestimmen ließ, erscheint halbwegs begreiflich, wenn man bedenkt, daß Whigs sowohl wie Tories damals wenig mehr waren als zwei mächtige Stämme, die sich untereinander mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln um den Besitz der Staatskassen raubten und jede im eigenen Inneren wiederum die Fehde ihrer Größen, ein rücksichtsloses Hassen und Hassen nach Macht und Stellungen, aufzuweisen hatten: politische Grundsätze kamen dabei erst in letzter Linie in Frage. Swift nun hatte nicht die mindeste Lust, sich von den Häuptern der Whigs, die er von Herzen verachtete, als bloßes Mittel für ihre Zwecke gebrauchen zu lassen, sondern gedachte im Gegentheil sich ihrer als Sprungbrett zu bedienen, um zu seinen eigenen Zielen, zu einer seinen Fähigkeiten angemessenen staatsmännlichen Stellung zu gelangen. Da er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, wandte er sich den Tories zu, bei denen er besser zu fahren erwartete. Die Tories nahmen den neuen Verbündeten, dessen scharfe Feder ein nicht zu unterschätzender Machtfaktor war, mit Freuden auf. Bald trat er, in alle verhängenen Pfade der Tory-Politik eingeweiht und im engsten Verkehr mit Harley und St. John (oder, wie sie nun bald hießen, Lord Oxford und Viscount Bolingbroke) stehend, für seine jetzige Partei durch zahlreiche, höchst erfolgreiche Artikel im „Examiner“ ein, der ersten englischen, von ihm selber begründeten politischen Wochenchrift, die es in kurzem zu riesiger Verbreitung brachte. Daneben verfaßte er in der ihm eigenen, zugleich allgemein verständlichen und kraßwollen Schreibart, immer mit einer starken Beimischung von Satire, eine Anzahl von Flugblättern, darunter die bedeutendste „Ueber das Verhalten der Verbündeten“, eine Rechtfertigung der Regierungspolitik, die den langwierigen, an Blatvergießen und Kostenaufwand so reichen spanischen Erbfolgekrieg durch den Utrechter Frieden mit einem halben Erfolg zu beendigen im Begriff stand: und es gelang ihm mit diesem meisterhaften Aufsatz wirklich, die über das Jähwischen des Kaiserreichs empörte öffentliche Meinung umzustimmen. Aus Dankbarkeit bemühten sich Oxford und Bolingbroke, Swift bei der Königin Anna den ersehnten Bischofsstich zu erwirken, aber dazu reichte ihre Macht nicht. Ueber die ichonmalige Anna vermochten die — Swift feindlichen — Grundsätze ihrer weiblichen Umgebung mehr als die Königin, zudem hatten die Bischöfe der bigotten Königin unter Hinweis auf das „Tommenmärchen“

klar gemacht, daß Swift unmöglich rechtläubig sein könne. So erklärte die Königin, Swift solle niemals Bischof werden, und alle seine ehrgeizigen Pläne waren mit einem Schläge vereitelt. Bald kam dazu der Verlust seiner bisherigen Machtstellung, als er in den Zusammenbruch der Tories mitverwickelt wurde. Er hatte das Unheil kommen sehen; denn nicht nur waren alle möglichen Intriguen am Hofe der Königin gegen die Regierung im Gange, sondern deren leitende Geister, Oxford und Bolingbroke, verfeindeten sich auch noch miteinander und suchten sich gegenseitig zu verdrängen, wobei Oxford den kürzeren zog. Der skrupellose Bolingbroke sollte sich seines Triumphes nicht lange freuen. Als Anna plötzlich starb und Georg I. 1713 König wurde, gelangten die Whigs wieder an's Ruder und eröffneten ihre Thätigkeit mit Hochverratsprozessen gegen ihre Vorgänger.

Swift durfte sich glücklich schätzen, daß er in diese Annehmlichkeiten des damaligen politischen Lebens von England nicht mit verwickelt wurde. Er verspürte aber keine Lust mehr, nach dem Scheitern seiner Hoffnungen in London zu verbleiben, sondern trat nun die Stelle an, die das Höchste war, was seine mächtigen Freunde für ihn hatten erwirken können, die Dechantei der St. Patrick's-Kathedrale in Dublin. Am Tage seiner Einführung im Frühjahr 1713 fand sich am Thor der Kathedrale ein Gedicht angeschlagen, worin Swift unter Anderem also angegriffen ward:

„Wiß und Verstein brachten ihm dies Pöstchen ein,  
Sowie andere Wege, die nicht übel;  
Ja, er würde eines Tages Bischof sein,  
Glaubt er nur an Gott und Bibel.“

Und zum Schluß hieß es:

„Wenn dann eines Tags der Tod Ehrwürden ruft,  
Sei als Grabchrift ihm gegeben:  
Dies ist ein Gottesmannes stille Gruft,  
Der an Gott nie dacht im Leben.“

Damit war der unlösliche, innere Widerspruch, an dem Swift's Position litt, nicht ohne einige Berechtigung zum Angriffspunkt gewählt, und er selber empfand es am bittersten, daß er vollständig am verkehrten Platz sei. Aber damit und mit dem Schicksal seiner politischen Pläne, sowie mit der schmerzlichen Menschenverachtung, zu der ihn seine Erfahrungen in der Welt der Vornehmen und Mächtigen geführt hatten, nicht genug, hatte das Geschick noch einen schweren Schlag für ihn bereit.

(Fortsetzung folgt.)

## Etwas vom Tabak.

Von Bruno Borchardt.

Ein Spatzvogel glaubte einst im alten Griechenland, er könnte einen ob seiner Weisheit sehr berühmten Landmann in Verlegenheit setzen, wenn er ihm die Frage vorlegte: „Wie viel Rauch entsteht, wenn ich eine Klafter Holz verbrenne?“ In der That könnte man ja meinen, daß der Rauch, der in die Röhre aufsteigt, ein Nichts sei; anfangs ist er noch sichtbar, dann aber zertheilt er sich, höher und höher steigend, immer mehr, und ist schon in geringer Höhe völlig verschwunden, er ist in die Luft aufgegangen. Selbst wenn man annimmt, daß der Rauch nicht Nichts, sondern durchaus noch ein Etwas sei, wie soll man diesen fliehenden Stoff festhalten und in seiner Menge bestimmen können? Jener Gelehrte aber geriet keineswegs in Verlegenheit, sondern antwortete kurz und treffend: „Wäge die Asche; das Uebrige ist Rauch.“

In diesen wenigen Worten birgt sich die Erkenntnis, daß etwas Stoffliches auf keine Weise, auch nicht beim Verbrennen vernichtet werden kann. Dieser Satz von der Erhaltung des Stoffes wird als einer der wichtigsten Grundsätze der modernen Chemie gepriesen, als ein Satz, mit dessen Erkenntnis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine wissenschaftliche Chemie überhaupt erst möglich wurde. Aber die kleine Erzählung zeigt, daß in manchen Köpfen diese Erkenntnis schon vor mehreren Jahrtausenden lebendig war. Ja, eine ganze Richtung



G. Bar: Mittagessen.  
Photographie-Büro von Franz Spießhölzer in München.

der griechischen Philosophie, die sogenannten eleatischen Philosophen, lehrten geradezu die Unmöglichkeit, daß irgend Etwas, was nicht ist, geschaffen, oder daß irgend Etwas, was ist, vernichtet werden könne. „Nur das Seiende ist,“ sagten sie, „das Nicht-Seiende ist nicht und kann nicht gedacht werden.“ Weiter legten sie dar, daß das „Seiende“ von Ewigkeit her sei und in alle Ewigkeit sein werde; freilich legten sie ebenso dar, daß es auch vollständig unveränderlich sei, daß also alle Veränderung, welche unsere Sinne uns in der Welt zeigen, auf Täuschung beruhe. Schon hieraus geht hervor, daß ihre Anschauung eine ganz andere Grundlage hatte, als die unsrige: Sie erhoben gegenüber der Erfahrung unserer Sinne das reine Denken auf den Thron und erklärten eine Zerstörung dessen, was ist, für gedanklich unmöglich; wir dagegen gehen gerade von der Erfahrung unserer Sinne aus und erklären eine Zerstörung vorhandenen Stoffes, etwa durch Feuer, entgegen dem bloßen Augenschein deshalb für unmöglich, weil eine schärfere Beobachtung uns gezeigt hat, daß auch nicht der tausendste Theil eines Milligramms verloren geht. Der Stoff setzt sich in der verschiedensten Weise um, er nimmt andere Formen an, entweicht z. B. in Gestalt eines durchsichtigen, für unser Auge daher nicht erkennbaren Gases; wenn wir dasselbe aber auffangen und der Messung mit der Waage unterwerfen, so zeigt sich stets, daß die gesammte Stoffmenge in keiner Weise eine Veränderung erfahren hat.

In neuester Zeit sind freilich einige Versuche angestellt worden, die bei gewissen chemischen Vorgängen einen unmittelbaren Verlust an Stoff zeigen; es würde bei ihnen also eine thatsächliche Verminderung von Materie eintreten. Sollten sich diese bis jetzt ganz vereinzelt Resultate in einwandfreier Weise bei Versuchen verschiedener Forscher bestätigen, so müßte der Satz über die Erhaltung der Materie sehr wesentlich eingeschränkt oder ganz fallen gelassen werden. Vorläufig kann davon aber keine Rede sein, vielmehr gilt er noch immer für eine der sichersten Thatsachen der Chemie. Bei den erwähnten Versuchen, die mit Massen von etwa 400 Gramm angefertigt wurden, sollen einige Zehntel Milligramm verloren gegangen sein; doch wird das wohl auf ungenauere Wägungen beruhen; ein zufälliger Hand kann ja die Resultate um einen so kleinen Betrag bereits ändern.

Doch kehren wir zu unserem Rauche zurück; eine der gewöhnlichsten Formen, in welchen wir Rauch erzeugen und in die Luft hinaustreiben, wobei wir das Geld im hochstehlichsten Sinne in kleinste Atome zerplündern und diese zum Fenster hinausblasen, ist die des Rauchens. Die nach dem Worte des englischen Königs Jacob I.: „Gewohnheit, lästig dem Auge, feindlich der Nase, die Geschäftigkeit störend, den Zungen gefährlich, und in des Krantes schwarzem überreichendem Rauche am Röhren vergleichbar dem Wägen erregenden stinkigen Dampfe der grundlosen Tische“ ist in Europa halb nach der Erdeckung Amerikas von den jamaikanischen Indianern Kapitiens bis zu dem eisernen Anhang, und vom Ural bis nach Island ein allmählicher Trost der Menschen unter allen Klassen und Verhältnissen geworden. Die Heimath des Tabaks ist Amerika, wo Columbus die Eingeborenen auf Guanahani, der kleinen Insel, auf der er im Jahre 1492 landete, zylinderförmige Rollen von Tabaksblättern, mit einem Rauchblatt umwickelt, rauchen sah. Die gleiche Begegnung hatte später Cortez, als er nach Mexico vordrang. Die Spanier führten die Tabakspflanze in ihre Heimath ein, wo man 1511 anfangs sie zu kauen. Sie ward nicht nur zum Rauchen gepulvert, sondern auch als Arzneimittel und Wunderkraut geholt und gepfligt. Der französische Seemann in Portugal, Jean Nicot, brachte 1560 Tabakspflanzen nach seiner Heimath, von wo die Pflanze schon fünf Jahre später nach Deutschland kam. Nicot zu Ehren wurde die Pflanze später zum Genuß als Nicotiana bezeichnet, welches heute noch ihr wissenschaftlicher Name ist. In England wird Tabak nicht gekaut; die Sitte des Rauchens dagegen wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch englische Matrosen aus Amerika eingeführt. Holländische und englische Truppen brachten das Tabakrauchen nach dem Rhein und Main, von wo

es sich während des dreißigjährigen Krieges bald über ganz Deutschland verbreitete. Heute wird Tabak fast in der ganzen Welt gebaut und verbraucht. Im Jahre 1890 betrug die Gesamtproduktion 750 Millionen Kilogramm, wobei jedoch der große Theil durch eigene Produktion gedeckter Konsum des größten Theiles der orientalischen, west-indischen, süd- und mittel-amerikanischen und afrikanischen Völkerschaften noch nicht mit in Rechnung gezogen ist. Auf Europa entfielen von jener Summe 200 Millionen Kilogramm; daran war Oesterreich-Ungarn mit 60 Millionen, Rußland mit 50 1/4 Millionen, Deutschland mit 40 Millionen, Frankreich mit 20 1/2 Millionen beteiligt. Auch in Griechenland, Belgien, Holland, Rumänien, Bulgarien, Bosnien wird viel Tabak gebaut. Im Deutschen Reich sind mehr als 20 000 Hektar mit Tabak bepflanzt. Trotzdem deckt die Produktion Europas den europäischen Bedarf in keiner Weise, so daß noch eine starke Einfuhr von Tabak stattfindet. Von europäischen Ländern führen nur die Türkei, Rußland, Griechenland und Bulgarien mehr Tabak aus als ein.

Allerdings wird nicht sämtlicher Tabak in Rauch aufgelöst und in dieser Form in die Luft geblasen; die Europäer haben zu der von den Wilden übernommenen Sitte des Rauchens noch die Sitte des Schnüpfens und Kauens von Tabak gefügt. Bei dieser letzteren Verwendung treten die narkotischen Wirkungen des Tabaks naturgemäß noch mehr in die Erscheinung; denn hier findet kein Vergasen der Bestandtheile statt, sondern sie werden sämtlich dem Genuß zugeführt. Uebrigens sind die Wirkungen des Tabakgenusses je nach der körperlichen Veranlagung sehr verschieden. Hervorragend schädliche Wirkungen sind in der Regel nicht zu bemerken, wenigstens so lange der Genuß nicht ein übermäßiger ist. Dieser allerdings erregt, besonders bei Personen, die nicht daran gewöhnt sind, Uebelkeit, Uebergeben, zuweilen Zittern, Taumeln, Schwindel, Starrsucht und Tod. Wie sehr übrigens die Wirkungen von der gesammten Konstitution des Menschen abhängen und daher bei den verschiedenen Individuen sehr verschieden sind, erhellt schon aus der Thatsache, daß einige Leute den Tabak verschmähen, andere geradezu leidenschaftlich dem Genuß des Rauchens fröhnen. In Nordamerika redet man den Rauchern nach, daß sie sich auch leicht dem Trinken ergeben und dem Alkohol verfallen; dagegen sagt ein Anderer: „in einem leichten Maße erheitend und gleichzeitig beruhigend, sowie frei von den durch den Wein erzeugten nachtheiligen Wirkungen bildet der Tabak einen zureichenden luxuriösen Genuß für Viele, die ohne denselben, und sei es auch lediglich zum Zeitvertreib, zu heranziehenden Getränken ihre Lust nehmen würden.“ Auch Reisende, die mit orientalischen Völkerschaften in Berührung waren, schreiben die Rührtheit der asiatischen und europäischen Völker zu einem Theile der Gewohnheit des Rauchens zu.

Genauso verschieden wie auf den körperlichen Zustand, wirkt das Rauchen auf den Geist ein. Viele Leute hören geradezu auf zu denken, sobald sie lange Zeit hindurch geracht haben; mehrfach haben Tanten auf die Frage, was sie während ihres langen trümmertischen Rauchens gedacht haben, die kläglichste Antwort: Nichts. Sie konnten keinen einzigen Gedanken angeben, der in der langen Zeit, während welcher sie rauchten, ihren Geist beschäftigt hätte. Eine ganz allgemeine Wirkung des Tabaks ist dies aber jedenfalls nicht, wie die Studirenden zahlreicher Gelehrten und Schriftsteller beweisen. Im Rauche die Pfeife oder die Zigarre, die beständig das angenehme Aroma verbreitet, arbeiten sie oft unpassende Resultate des tiefsten Nachdenkens aus.

Was wird nun aus all dem Tabak, der alljährlich von den gewonnen und zum größten Theil in Rauch verwandelt in die Luft geblasen wird? Der eigentümlich wirksame, d. h. in herausgehender Weise wirksame giftige Bestandtheil der Tabaksblätter ist das Nikotin, ein farbloses Öl, das allerdings in den Blättern nicht in freiem Zustande, sondern gebunden an die sogenannte Tabaksäure, die aus Zitronen- und Apfelsäure besteht, enthalten ist. Der gewöhnliche Tabak enthält nicht ganz zwei Prozent

Nikotin, andere Sorten dagegen beinahe acht Prozent. Uebrigens ist der Gehalt an Nikotin nicht maßgebend für die Güte des Tabaks; diese hängt vielmehr wesentlich von einem anderen Stoffe ab, dem sogenannten Tabakskampfer oder Nikotianin, einer fettartigen Substanz, die bei einem bitteren aromatischen Geschmack den angenehmen Geruch des Tabakdampfes hat.

Zum Rauchen geeignet werden die Tabaksblätter erst durch die Zubereitung, durch die der heftige Geschmack beseitigt wird. Die gereinigten Blätter werden zunächst in hellen Räumen getrocknet, wobei sie die natürliche grüne Farbe verlieren und die bekannte braune Färbung annehmen. Damit die Blätter gleichmäßig getrocknet, dürfen sich die Blätter während des Trocknens nicht berühren; deshalb werden sie entweder auf Bindfäden aufgezogen nebeneinander aufgehängt oder auch zu je zweien, durch ein kleines Querhölzchen verbunden, an langen Stöcken aufgereiht. Die getrockneten Blätter werden in etwa 60 Zentimeter hohen Haufen mit Brettern und Stein beschwert einige Tage lang gepreßt, dann in Bezug auf Farbe und Dicke sortirt und entrippt, um hauptsächlich aus Holzfasern bestehenden Blattripp zu entfernen; hierauf wird eine chemische Behandlung der Blätter vorgenommen, um die darin enthaltenen einweißartigen Substanzen, welche einen unangenehmen Geruch erzeugen, zu zerstören. Hierzu werden die Blätter mit einer Sauce getränkt, die aus Kochsalz, Salmiak, Salpeter und salpetersaurem Ammonium besteht; außerdem aber noch weingeistige, organische saure und gewürzhaftige Substanzen enthält. Die in der Sauce getränkten Blätter werden, in Papier verpackt, einer Gährung unterworfen, bei welcher die Temperatur bis auf 35° steigt, wobei die gewünschten chemischen Umlagerungen vor sich gehen. Nach dieser Gährung werden die Blätter auf Herd bei mäßiger Wärme getrocknet, um nun je nach ihrer Bestimmung weiter verarbeitet zu werden.

Speziell für die Zigarren werden die Blätter auf dem Tische gerollt, daß die Mitte etwas dick wird, als die beiden Enden, worauf sie mit dem sogenannten Umblatte versehen und schließlich dem aus dem vollen Tabakblatt sauber geschnittenen ganz fehlerfreien Deckblatte umwickelt werden. Die Arbeit verlangt große Geschicklichkeit, wenn die Zigarre gut Luft haben und gleichmäßig brennen soll; auch auf die Lage der Rippen ist zu achten und auf die Richtung, in welcher die Blätter aufgewickelt werden müssen. Das Rollen des inneren Theiles der Zigarre wird jetzt vielfach durch sogenannte Formarbeit ersetzt mit der Hand vorgenommen, während für das Umlegen des Deckblattes irgend welche maschinelle Einrichtung an Stelle der Handarbeit sich bisher nicht bewährt hat. Die fertigen Zigarren werden in gleiche Länge geschnitten und sortirt und dann in Trockenkäme von möglichst gleichmäßiger Temperatur gebracht. Durch das Ablagern gewinnt die Zigarre wesentlich an Gewicht, weil der Tabak gut angetrocknet und eine Art Gährung durchmacht.

Beim Rauchen verdampfen die bei Weitem meisten Bestandtheile, während die unverbrennlichen mineralischen Bestandtheile als Asche zurückbleiben. Diese Asche ist ein verhältnismäßig großer Theil der Zigarre; während die verschiedenen Getreidearten z. B. nur 1 bis 2 Prozent Asche enthalten beträgt sie bei den Zigarren, überhaupt bei Tabaksblättern 20 bis 25 Prozent, also den fünften bis vierten Theil des gesammten Gewichtes. In der Asche enthaltenen Stoffe werden von der Pflanze natürlich dem Boden entnommen, auf welcher sie wächst; es sind das aber Stoffe, welche für Gedeihen der Pflanzen sehr notwendig sind und in fruchtbarem Boden nicht übermäßig vorhanden sind. Daher bildet der Tabakbau eine Kultur, den Boden außerordentlich erschöpfend. Thatsächlich ja auch in früheren Zeiten ganze Tabakpflanzungen an Bodener schöpfung zu Grunde gegangen, ehemals fruchtbare Landstriche bildeten später verlassenere Gründe. Durch Anwendung der Mist, welche die wissenschaftliche chemische Forschung die Hand giebt, kann einer solchen Ausraubung des Bodens mit Erfolg begegnet werden. —

## Jestchen.

Novelle von Paul Renardin. Autorisirte Uebersetzung von Albert Südekum.

(Fortsetzung.)

Guillain kehrte nach Hause zurück, um zu Abend zu essen, oder vielmehr, um sein Abendbrot anzuschauen, denn er befand sich in einer immer noch wachsenden Aufregung. Vergebens suchten seine Frau und sein Sohn, ihn zu beruhigen. „Sie treibt ihren Spott mit Dir und mit mir, was ich Dir sage . . . Das ist doch ganz klar. Nur ihr Weiber wollt natürlich nichts sehen. Eine verheißt immer die Andere. Bleib' mir weg mit Deinen Entschuldigungen: Sie muß wissen, was sie zu thun hat, das dumme Ding; mit zwanzig Jahren weiß man doch, was man treibt, zum Donnerwetter, da ist man doch kein Wickelkind mehr, das sich weg-schleppen läßt!“

Er von Neuem aufbrach, ging er in Blanche's Zimmer. Nein, da war Alles in Ordnung, wie wenn sie am Abend, wie gewöhnlich, hätte zurückkommen wollen. Aber plötzlich stieg eine Erinnerung in ihm auf. Jawohl, am Abend vorher hatte ja Blanche sich ihr Sparkassenbuch geben lassen, um Geld einzuzahlen . . . Er lief zu seinem Vabentisch, wo er das Heft gewöhnlich unter seinen Sparkassenbüchern verwahrte. In der That, das Sparkassenbuch war fort, Blanche hatte es mitgenommen.

Er war wie angebannert bei dieser überraschenden Befestigung eines Verdachtes, der in ihm aufgestiegen war, und eilte zu seiner Frau, um ihr die Sache zu erzählen. Noch einmal durchsuchte man Alles, auch Blanche's Schubladen: „Ich sage Dir, daß ich es ihr am Morgen gegeben habe und daß sie es mitgenommen hat. Begreifst Du denn endlich? Das ist ein wohl überlegter Streich, weißt Du . . . Bleib' mir vom Leibe mit Deinen schwachen Stunden! Jawohl, mit diesen schwachen Stunden, da wird sie noch in der Gasse enden, das sage ich Dir! . . . Nun, sie soll ihren Willen haben . . . Ich will nochmals zu der Wohnung gehen; aber das sage ich Dir gleich, wenn ich sie wieder nicht treffe, dann ist es aus: dann werde ich den Beiden schreiben, sie sollen sich sonst wohin wenden. Mir braucht sie dann keinen Fuß mehr in's Haus zu setzen!“

Gaston hatte natürlich nicht ohne Absicht den Aufenthalt in Meudon verlängert.

Nach einer Stunde kehrte Guillain, der die beiden Verliebten wiederum vergebens erwartet hatte, nach Hause zurück. Statt der Verzeihung, die sie erwartet hatte, empfing Blanche am anderen Morgen einen väterlichen Fluch für sich und ihren Liebhaber. Sie war voll Verzweiflung über ihr Schicksal, das sich so fast ohne ihr Zutun und ohne ihren Willen vollzog.

„Da, nimm und lies,“ sagte sie zu Gaston, „ach, es ist mir Alles gleich, wenn Du mich nur lieb hast . . .“

Das dauerte nun schon fast dreiviertel Jahre. Gaston liebte sie, ja! Er war keiner von den gewerbsmäßigen Verführern, die alle sechs Monate ein Mädchen zu Grunde richten, um arbeitslos von dem Geschäft zu leben. Er war nicht einmal ein schlechter Bursche. So wie ihn Blanche bei ihrem ersten Zusammentreffen nach seinem Aeußeren beurtheilt hatte, so war er im Grunde: Ein süßer, lieber und lebenswürdiger Junge. Aber er war von weichlicher, sinnlicher Natur, schwach bis zur Schläffheit, leicht zu entflammen, aber unfähig zu ernster Reizung; ein Sklave seiner Eindrücke und seiner Launen, schreckte er aus Schläffheit vor Allem zurück, was Anstrengung oder Muth erforderte. Er war immer feige in allen Situationen, in die seine Neugierde und seine Unüberlegtheit ihn brachten.

Was auch Vater Guillain darüber denken mochte, thatsächlich war der Streich der beiden Liebenden nicht lange vorher geplant gewesen. Weder von seiner Seite, noch von der anderen, auch nicht die Geschichte von dem Sparkassenbuch, obgleich das den Anschein erwecken konnte. Er hatte im ersten Augenblick nur berechnet, daß man damit eine Zeit lang

lustig leben könne. — Und als er der Liebhaber von Blanche geworden war, da dachte er gar nicht daran, sie nach kurzer Zeit zu verlassen, wenn er ihrer überdrüssig wäre. Das wäre zu viel Nachdenken und zu viel Bosheit für ihn gewesen. Die Empfindungen des Augenblicks beherrschten ihn vollständig, freilich an eine Heirath mit dem Mädchen dachte er auch gerade nicht. Er hatte sich in ihre braunen Locken und ihren frischen Mund verliebt; es hat ihm Spaß gemacht, das anzukosten, so war's gekommen. Um die Scherereien mit der Heirath kümmerte er sich wenig: wie vor jedem Zwange, vor jeder Pflicht, so scheute er auch hiervor zurück. Wenn man ihn indeß fest angepackt hätte, so hätte er sich auch dazu verstanden. Da nun aber die Dinge einmal anders gekommen waren, so war er auch weiter nicht böse darüber. Als ihm Blanche den Brief ihres Vaters zeigte, zuckte ein Strahl der Freude aus seinen Augen. Man ließ sie wenigstens ungeschoren, und jetzt hatte er ja nichts Besseres zu thun, als mit diesem braunlockigen frischen Mädchen die Freude gründlich anzukosten.

„Aber natürlich habe ich Dich lieb!“ sagte er und preßte ihr einen heißen Kuß auf die Lippen.

Sie zögerten nicht, die Wohnung zu wechseln, einmal um einem „schwiegerväterlichen Besuche“ aus dem Wege zu gehen, wie Gaston das nannte, und dann, um näher bei Gaston's neuer Werkstätte zu sein. Denn Gaston hatte thatsächlich wieder Arbeit gefunden, aber es war nichts Besonderes, nur ein kleiner Lohn, gerade ausreichend, damit man nicht gar zu oft seine Zuflucht zu dem Sparkassenbuche nehmen mußte. Blanche hatte nicht gleich wieder eine Stelle erhalten, sie half unterdessen hier und da aus, und was sie damit verdiente, reichte gerade hin, um das Haushaltsbudget mehr schlecht als recht im Gleichgewicht zu erhalten. Nun, man brauchte ja auch nicht viel, man lebte von Freude und Hoffnung und ah Küsse, um sich zu sättigen. Und morgen? Ach, wer wollte wohl daran denken! Da machte man es eben wie heute. Indessen mußte man an jedem neuen Tage etwas von den schönen Träumen zu Grunde tragen, und einmal kam ein böser Tag, der Blanche die ganze brutale und schlimme Wirklichkeit zeigte. Neun Monate lebten sie nun zusammen, acht Monate war sie schwanger, Gaston hatte sein Verhalten gegen sie nicht geändert, man war nur glücklich gewesen. Nun ja, er verzärtelte sie nicht mehr so wie im Anfang und manchmal mußte sie ihn sogar ein wenig necken, um eine Liebkosung von ihm zu erhaschen. Aber was wollte das besagen, man betete sich ja doch immer noch an; nur war man nicht mehr so närrisch wie früher, das war's.

Und nun eines Abends als sie heimkehrte, um auf Gaston zu warten, da fand sie einen Brief auf dem Tisch. Versiegelt, aber ohne Marke. Es war Gaston's Schrift. So war er also Mittags heimgekehrt, um ihn dahin zu legen? Aber warum denn nur, da sie sich ja doch in einer Stunde treffen mußten? Was konnte denn das zu bedeuten haben?

Mit klopfendem Herzen und blassem Antlitz öffnete sie den Umschlag, und dann las sie den Brief; ihr Gesicht hatte einen starren Ausdruck angenommen, nichts Anderes war darin zu lesen als einen furchtbaren Schrecken, der sie hinderte, den Inhalt zu begreifen. „Ich will Dir lieber gleich Alles frank und frei mittheilen, Blanche, damit Du Dich meiner wegen nicht beunruhigst. Wir sind sehr glücklich mit einander gewesen und ich werde Dir das nie vergessen. Glaub' nicht, daß ich ein Undankbarer bin. Aber ich fühle, daß es jetzt zu Ende ist, und daß ich nicht länger mit Dir zusammen bleiben kann. Mein Meister hat mich gestern entlassen; bis ich nun wieder eine Stelle finde, würden alle Deine Ersparnisse verzehrt sein; kehre Du zu Deinen Eltern zurück, sie werden Dir nicht lange grollen, und dann ist es am besten so. Ich will Dich nicht in's Elend bringen; für mich allein werde ich ja bald meinen Lebensunterhalt finden. Deshalb sage ich Dir durch

diesen gegenwärtigen Brief Adieu. Sei mir nicht böse deshalb, ich bin nun einmal für ein Familienleben nicht geschaffen; früher oder später würde ich Dich doch unglücklich gemacht haben. Deshalb ist es besser, man trennt sich vorher, wenn man sich gegenseitig noch nichts vorzuwerfen hat. Adieu, Blanche. Du brauchst nicht nach mir zu suchen. Gehe Du nur nach Hause zurück. Gaston.“

Sie verstand von alledem nichts. Ihre Augen lasen die Worte und suchten den Sinn zu ergründen; aber dieser Sinn war für sie keine Wirklichkeit. Sie legte den Brief wieder hin und strich sich mit der Hand über ihre Stirn, auf der der kalte Schweiß perlte, und warf dann einen Blick rings im Zimmer umher. „Ja, träume ich denn?“

Der Klang ihrer eigenen Stimme entriß sie diesem Sinnen. Sie stürzte sich wieder auf den Brief, der da, kaum eröffnet, lag. Drei Zeilen las sie wieder durch . . . Dann wurde es Nicht in ihrem Kopfe, wie wenn ihr Jemand einen Vorhang weggezogen hätte, und mit schneidender Kälte schrie sie auf: „Gaston, das wirst Du mir doch nicht antun? . . . Das ist ja verrückt! . . . Ich bin wohl toll . . .“ Sie brach in ein nervöses Lachen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte. „Er macht einen Spaß mit mir . . .“ Und dann begann sie wiederum zu lesen. „Herrgott, habe Mitleid mit mir! Ich werde ja wahnsinnig . . . Nein, nein, das kann ja nicht wahr sein!“ Sie krampfte in schrecklicher Angst ihre Hände ineinander: „Ich bin nun einmal nicht für ein Familienleben geschaffen.“ Ja, das Kind . . . Das ist es also . . . O, der Glende . . . Zur Matresse war ich ihm gut genug, aber jetzt, wo das Kind kommt . . . nein, nein, das wäre ja zu abscheulich!“ Sie wehrte den Gedanken ab.

Das gab ihr einen Augenblick ihre Selbstbeherrschung wieder. Ihre Kniee zitterten und sie ließ sich mit geschlossenen Augen auf den Stuhl fallen. Eine Ohnmacht stieg in ihr auf, und das Herz drohte ihr still zu stehen. Dann, nach einigen Minuten sah sie sich wieder und schlug die Augen auf. Sie sah den Brief in ihrer Hand. Aber dies zerrissene Papier konnte sie nicht mehr anschauen: Mit übermenschlicher Anstrengung raffte sie ihre Kräfte zusammen, hob den Umhang, der ihr zu Boden gefallen war, auf, schlug ihn um die Schultern und lief davon.

Ihr Kopf glühte. Sie wußte selbst nicht, wohin sie gehen wollte und wie sie die Treppe hinab kam. Halb bewusstlos fragte sie den Portier, der Niemand gesehen hatte; und dann befand sie sich plötzlich auf der Straße und auf dem Wege zu Gaston's Werkstatt.

Als sie dort angelangt war, hatte sie wieder ein wenig Selbstbeherrschung gewonnen. Sie fragte nach dem Meister, der gerade beim Essen saß; zwischen Thür und Angel hörte er ihr Anliegen. Ja, der Gaston Thierry hatte vorige Woche seine Kündigung erhalten und gestern Abend die Werkstatt verlassen. Wahrscheinlich würde er anderwärts Arbeit gefunden haben, gesagt hatte er nichts, weder zum Meister, noch zu seinen Kameraden, und eine Adresse hatte er auch nicht hinterlassen. „Es ist schon gut, ich danke Ihnen . . .“ stammelte sie, ohne weiter eine Erklärung zu geben.

Jetzt, wo sie die ganze, volle Wahrheit erfahren hatte, war sie merkwürdiger Weise viel gefasster. Sie dachte daran, in das Wirthshaus zu gehen, wo sie immer gemeinsam zu essen pflegten. Doch wozu das? Was würde sie denn dort erfahren? Brauchte sie überhaupt noch etwas zu erfahren? Dieser Brief war kein Spaß mehr. Solche Sachen erfundet man nicht. Das war die wirkliche und wahrhaftige Geschichte Blanche Guillain's, ihre Geschichte!

Als sie dann nach Hause zurückgekehrt war, da dachte sie an nichts Anderes mehr. Mit trockenen Augen und starrem Herzen nahm sie den Schlag hin. Sie hatte ja auch Alles verdient; worüber konnte sie sich denn beklagen? In Gedanken durchlief sie noch einmal ganz gefast ihre Geschichte,

als wenn es sich um die einer Anderen gehandelt hätte. Sie hatte ihre Familie verlassen um einen Liebhaber, nun verließ der Liebhaber sie. War es nicht ganz selbstverständlich, daß es so kommen mußte? Nur einen Augenblick fuhr sie zornig empor. Ach, so herzlos zu sein! Ein Thier hätte das nicht einmal gethan! ... Sie da jetzt sitzen zu lassen, mit dem Kinde unter dem Herzen und dabei noch so zu thun, als ob er sie nicht noch mehr in's Glend bringen wollte, dabei noch den Großmüthigen zu spielen! ... Sie stürzte sich auf die Photographie, die auf dem Kamindrache stand, zerriß sie und warf die Stücke zu Boden. Die Heftigkeit dieses Ausbruches beruhigte sie sofort. Nein, es war zu schlecht, als daß man sich darüber noch entrüsten sollte. ... Nicht einmal denken wollte sie mehr an ihn, das war die einzige Art, sich zu rächen.

Ganz gelassen ging sie zur Kommode, deren oberste Schublade sie öffnete. Das Sparlassenbuch hatte er da gelassen, und nur fünfzig Mark mitgenommen, was er so ungefähr in den neun Monaten eingezahlt hatte. Sie war fast enttäuscht. Dieser Rest von Ehrlichkeit auf seiner Seite hinderte sie, ihm so zu zürnen, wie sie gern gethan hätte.

Die Verzweiflung kam erst am folgenden Tage, als die Spannung ihres ganzen Wesens unter dem ersten furchtbaren Schlag sich gemildert hatte. Nun weinte sie Stunden und Tage lang, sie fühlte sich so unsagbar verlassen in diesem kleinen Zimmer, in dem sie die langen Monate mit ihm so zärtlich vereint war; sie dachte an all' die Liebesküssen, Küsse, die ihr noch auf den Lippen brannten. Und dann überraschte sie sich bei dem Gedanken, wie schön es doch früher gewesen sei und wie sie doch im Stillen hoffte, ihn wieder zu finden nach diesem kurzen schweren Traum.

War es nicht doch im Grunde genommen dieser schlechte Mensch, dem sie die schönsten Freuden ihres Lebens verdankte? Was hätte sie denn ohne ihn, ohne seine Küsse und seine Liebesworte an Glück befehlen auf dieser Welt? O, sie wurde wahnsinnig vor Jarn bei dem Gedanken, daß sie ihm das Alles verdankte. Aber jeder Winkel des

Zimmers, jedes kleine Stückchen, an dem ihre Blicke und ihre Erinnerungen haften, die Blumen, die hinter dem Spiegelrahmen vertrockneten, Alles rief ihr zu, daß, wenn sie glücklich war, sie es durch ihn gewesen sei. O, wenn sie es doch noch sein könnte! Nein, das wünschen, hieße ebenso schlecht werden wie er. Ihn verachten, tief und immer verachten, das war das Einzige, was sie thun konnte und wollte.

Und doch, wenn er bereute, wenn er wieder käme? Wenn die schönen Tage von früher wiederkehrten, wenn seine Stimme sie wieder umschmeichelte, und sein früherer Mund sich ihr wieder böte, würde sie dann die Kraft haben, ihm die Verzeihung zu verweigern? Bah, sich so wieder Jemandem an den Hals zu werfen, der sie schändlich verrathen hatte? Von ihm wieder einen Kuß annehmen? Nein, wohin sollte sie dann kommen? War es nicht schon abscheulich genug, überhaupt noch an den Glenden zu denken? Sie rang ihre Hände voller Verzweiflung, der Gedanke war furchtbar, daß sie diesem Manne ihr ganzes Wischen Glück verdankte, und daß sie niemals wieder glücklich sein könnte, als durch ihn.

Ganze Tage verbrachte sie in diesem Wahne und in der Hoffnung, daß Gaston doch eines Abends wiederkehren und ihre Verzeihung erstehen würde. Und da sah sie ihn vor sich und versuchte, ihm ihre Verachtung in's Gesicht hinein zu schreiben, und sah, wie sie dann schwach wurde, wie ein Schwindel sie umfieng und wie sie ihm um den Hals fiel und ihre Lippen gierig auf seinen Mund preßte. ... War es denn gar so unmöglich, daß er wiederkehrte? Mußte er sich nicht jeden Tag nach ihr sehnen? Konnte er denn überhaupt bei einem anderen Weibe die Freuden finden, die er mit ihr durchkostet hatte? Nein. ... er würde gewiß seinen schlechten Streich bereuen, und dann konnte man ja ein neues Leben, ein glücklicheres Leben beginnen.

Unter der Einwirkung ihres Schmerzes und bei den wachsenden Beschwerden ihres Zustandes klammerte sie sich mehr und mehr an diesen Gedanken. Natürlich hatte sie auch daran gedacht, ihren Eltern

zu schreiben, Alles zu gestehen, um Verzeihung zu bitten und wieder zu ihnen zurückzukehren; aber von Anfang an hatte ihr Stolz sich dagegen aufgebäumt. Kaum ein Jahr, nachdem man ihr bedeutet hatte, sie sollte nie wieder einen Fuß über die Schwelle des Hauses setzen, sich zu einer solchen Bitte zu erniedrigen, einzugestehen, daß sie von Dem, Dem sie so viel vertraut, verrathen worden sei?! ... Und war sie überhaupt sicher, daß man sie wieder aufnehmen würde? Dazu war es nun zu spät; sie hatte ihre Wahl getroffen, um so schlimmer für sie, wenn es böß ausgegangen war. So hatte sie denn schweigend und stolz ihr schlimmes Geschick ertragen. Und später, als sie begann, an eine Wiederansöhnung mit Gaston zu denken, als sie in dieser Hoffnung mit ihm lebte, die sie so tief erniedrigte, hätte sie da an eine Rückkehr in's Vaterhaus denken können?

Aber ihre Erwartung wurde jeden Abend getäuscht. Nun begann sie nach Gaston zu suchen als er nicht von selbst wieder zurückkehrte. Sie klopfte überall an, wo sie glaubte, etwas von ihm erfahren zu können. Sie schrieb an die Verwandten ihres Liebhabers. Aber sie erhielt keine Antwort sie wußte übrigens kaum, wie der Name des Ortes hieß; nach vierzehn Tagen kam denn auch richtig der Brief als unbestellbar wieder zurück. Daran begann sie planlos in Paris herum zu irren, in lange ihre Füße sie tragen wollten, weil sie darauf rechnete, daß ein Zufall ihr Gaston in den Weg führen werde, aber immer vergeblich.

Inzwischen rückte ihre Entbindung von Tag zu Tag näher. Seit drei Wochen hatte sie nicht mehr gearbeitet, und ihre Mittel verlagten allmählig: Sie stand sie denn vor dem grinsenden Glend, vor der Gefahr, sich ihr Essen betteln zu müssen. Sie war in ihrem Zimmer wohnen geblieben, weil sie immer noch hoffte, Gaston würde zurückkehren. Eines Sonnabends aber mußte sie doch kündigen. Am folgenden Tage steckte sie ihre paar Groschen in die Tasche raffte ihre Kleidungsstücke und einige andere Gegenstände zusammen und ging fort, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte lenken sollte.

(Fortsetzung folgt.)



... Erste Sonne. ...

Sie gerne laß ich von der ersten Sonne  
Nicht beschämen! — Wenn der Lamm  
Mit seiner Alchemie Eiswand wach —  
Wenn in der Wunde Schaur die weiße Perle  
Sich überkopfen läßt von Goldreflexen —  
Der Winternebel Vorhang in zwei Stücke  
Gebrochen ist ... und ihrer Gnaden Truhe  
Nach hämmertlicher Rast die Sonne leert —  
Den ganzen Köcher ihrer funkelnnden Pfeile:  
Wie gerne laß ich mich von dieser Sonne,  
Von dieser Sonne laßt verköhltem Licht  
Beschämen! Leise kommt auf leichten Sohlen  
Ein Sommer über mich ... ein dunkles Sohlen —  
Und doch, wie so klar, und wunschlos still ...  
Auf Winterkraft hab' ich abgethan —  
Als schritt ich auf Wolken, freud' ich hin ...  
Die Regen halb geschlossen ... stillam müde —  
Und an den Sonnenstrahl, der mich berührt ...  
Leise, ganz leise meine Wangen freiß,  
Müde! ich mich lehnen ... und in seiner Goldspinn  
Perlsäure lassen mirer Seele Leben ...

German Conrad.

**Wittagsrast.** Freitag 17. In der Straßhüte sind die drei Heiligensitze eingezogen, um dort etwas Warmes zu den Leib zu bekommen. Jetzt sitzen sie, jeder auf einem Heiligensitz, um die Wärme heranzu und loszulaufen die warme Heiligensitze. Alle drei Heiligensitze bis zum Heiligensitz sind besetzt: Der eine, der am Fenster sitzt, trägt seinen Kopf an den Wand, der Jüngste von den Dreien hat seinen Kopf gerade auf halbem Wege zwischen Heiligensitz und Wand, und der Älteste, ein Franzose mit lila Schminke, hat der Semmerin soviel Spießges zu ergötzen, daß er beinahe das Gegen vergrüßt.

Die Semmerin, ein junges Ding, will sich halb tot legen über die Semmerin des Heiligensitzes. Sie sitzt

auf dem Herde, mit dem Kochlöffel in der Hand. Neben ihr brodelt in einer kleineren Pfanne der Schwarzen, den sie als zweiten „Gang“ den Holzhechten aufstischen wird. Der allzeit getreue Dackl der Semmerin sitzt neben seiner Herrin. Er macht das schlaue Dacklgesicht, nur weiß man nicht, ob er die Drei auf ihre „Kriegszeit“ hin beobachtet, oder ob ihn ein sehnsüchtiges Verlangen nach der Milchsuppe drückt.

**Das Wattenmeer der Nordsee.** Die Watten sind, wie man sie treffend genannt hat, ein amphibisches Uebergangsgebilde zwischen Wasser und Land, ein Gebiet, das für das gewöhnliche Auge vom übrigen Meere nicht zu unterscheiden ist, wenn das Wasser seinen Höchepunkt erreicht hat, das aber bei niedrigem Wasser in der Gestalt von trockenen, gelben Sandflächen erscheint, die nur nach dem Festlande hin und in der Umrandung der Inseln mit grauem Schluff bedeckt sind. Eine Mischung von Wasserströmen, sogenannte Tiefs, Bassen, Priele u. s. f., unregelmäßig und gliedern die Watten und vereinigen sich zu größeren Tiefs, in welchen Strömungen zirkulieren, die, wie Meyer sagt, „mit der Geschwindigkeit des Rheinstromes dem Meere zuziehen, allen eingewehten Sand vor sich her jagen, und den größten Schiffen Einfahrt räumen.“ Der eingeborene Fischer und Schiffer, dessen Gewerch, ja dessen Leben von der richtigen Beurtheilung der Wasserlage abhängen, gewahrt bei Hochwasserstand mit Leichtigkeit diese Tiefs und vermag dieselben von den ausgebeulten Untiefen zu unterscheiden, auch wo sie nicht durch die in Wind- und Wogenenschlag schwankenden jungen Felsenstämme bezeichnet sind, die überall als Felsen der Tiefe in seinen untiefen Räubern verstreut sind, und die Binnenhochfahrt erleichtern.

Die großen Flächen der Watten sind jauchig und fest zu betreten, dagegen muß man tief in dieselben ein, wenn sie schlammiger Natur sind. Der Marschbewohner Nordfrieslands geht bei Spinnwind an vielen Stellen von Insel zu Insel, sogar von Sylt nach dem Festlande. Doch ist eine solche Wanderung, ein Schliffklauf, nicht immer ohne Gefahr, und Vorsicht thut hier besonders noth.

Die Unterlage der Watten besteht aus einem untergeordneten und von der Wellen theilweise zerstörten,

mannigfaltig gegliederten Festlande, und damit hängt auch der Umstand zusammen, daß sich auf ihrem Gebiete Stille wasserquellen vorfinden, wodurch wiederum der geologische Zusammenhang mit dem naheliegenden Küstenlande bewiesen wird. So soll nördlich bei der Galtig Nordmark eine solche Quelle gewesen sein, eine andere nördlich von Langenaf, wo ein Brunn mit frischem Wasser mitten in dem salzen Meere hervorquillt, wie Lorenz Lorenzen der Halligmann in Camerer's Nachrichten von merkwürdigen Gegenden der Herzogthümer Schleswig und Holstein erzählt. Darn ist in früheren Zeiten nicht selten berichtet worden, daß Tunngräber im Watt erkunten seien, weil plötzlich in der unterseeischen Torfgrube das süße Wasser aufsprudelte.

Die Watten und ganz besonders die nördlichen Nordfrieslands verdienen eigentlich als ein großer Kirchhof bezeichnet zu werden. Denn alsbald, nachdem die Umschlickung an die Ueberreste des zusammengestürzten und theilweise von den Wogen verschlungenen alten Festlande wieder begonnen und die erste Marschbildung sich vollzogen hatte, mag es auch nicht an Menschen gefehlt haben, welche von dem so gebildeten Neulande Besitz nahmen und in diesem Gebiete ihre Ansiedelungen erbauten. Mehr Meeresüberbrüche, veranlaßt durch die von den Sturmfluthen auf das nunmehr schußlos gewordene Land hinaufgetriebenen Wassermassen, brachten neue Zerstörungen mit sich, denen wiederum neue Umschlickungen und neue Ansiedelungen folgten, die ebenfalls ein Opfer der Welle wurden. Und so ist es zweifellos von den ältesten Zeiten hergegangen, in denen der Mensch im Lande erschien ein immerwährender Wechsel wies, der die Oberfläch des Gebietes immer und immer wieder anders gestaltete allerdings aber so, daß der Landverlust den Landgewinn durch Umschlickung schließlich um ein sehr Bedeutendes überwog. Erst als der Mensch gelernt hatte, sich vermittelst der Deiche Schutzwehren gegen den vernichtenden Anprall und den Alles zernagenden Zahn der Meereswogen zu bauen, wurde es besser. (Aus „Deutsche Nordfriesen.“ Von Professor Dr. G. Haas. Bielefeld & Leipzig: Velhagen & Klasing.)

Nachdruck des Inhalts verboten!